

DIESSEITS UND JENSEITS

LESERINNENBRIEFE

Onkel Dag

«Der letzte Liebesdienst», WOZ Nr. 25/06
Ich habe mich gefreut, in der WOZ einen Bericht mit einem grossen und schönen Bild über Walter Matthias Diggelmann zu finden. Ich finde Artikel über die neuere Vergangenheit meistens sehr interessant, da sie ja auch einen Teil der eigenen Lebensgeschichte widerspiegeln. Walter Matthias Diggelmann oder Onkel Dag, wie wir ihm damals sagten, gehört zu meinen Kindheitserinnerungen. Wir sind ab und zu an den Zürichsee gefahren zu Onkel Dag, meiner Tante, meiner Cousine und dem von mir bewunderten älteren Cousin und haben dort übernachtet. Wir mochten Dag. Ich kann verstehen, dass im Artikel seine Zeit als Familienvater zugunsten von Klarheit und Stringenz weggelassen wurde. Aber Lebensläufe sind halt vielfältig. Ich hoffe, diese Vielfältigkeit wird in den neu herausgekommenen Selbstzeugnissen und Briefen zum Tragen kommen.

Simone Gysin Kaya, Basel

Nervige Germanismen

«Gefiebert?», WOZ Nr. 25/06

Dass Frau Barnetta auf den Klempner gewartet hat, ist gut möglich, schliesslich war sie ja in Köln. Dass sie dies der WOZ allerdings so mitgeteilt hat, ist sehr unwahrscheinlich. Frau Barnetta kommt bekanntlich aus St. Gallen, dort aber gibt es keine Klempner, nur Spengler. Die zunehmende Anzahl von Germanismen in der WOZ nervt mich. Sogar Jungs und Mädels kommen vor, Knaben eher selten, und Buben sind bei euch eine aussterbende Art. Muss das wirklich sein? Ein bisschen mehr Sorgfalt und Respekt vor unserer Sprache täte der WOZ gut. Versucht es doch einfach mal, gell?

Edi Rey, Langwiesen

Doppelpunkte

«Wie ist Ihr Arzt denn so?», WOZ Nr. 26/06

Ein Artikel wie Balsam in einem Umfeld, in welchem es weniger um die Frage geht, ob ein Arzt denn auch an einem Burnout-Syndrom leiden kann, sondern wie lange er es noch schafft, ohne dass es ihn eingeholt hat. Die Krankenkassen wissen längst besser als wir Ärzte, welches für ihre Patienten die beste Behandlung ist, welche Anreize wo zu machen sind und wo gerade nicht. Wurde denn nicht gerade gestern wieder einer dieser Abzocker vom Dienst entlarvt? (Oder war es derjenige, der immer wieder als Beispiel hinhalten muss und zum Arztphantom angewachsen ist, der den Kassen sämtliche Mittel heiligt und sie zu ihrem ganzen Tun legitimiert?) Die HMOs waren nur der Anfang auf dem Weg zur Zweiklassenmedizin, in der das Vertrauensverhältnis zwischen Patientin und Arzt aus der Sicht unserer eloquenten und in Statistik durch und durch geschulten Gesundheitsökonominnen allenfalls noch den Wert der doppelten Cumuluspunkte am Donnerstag innehat.

Urs Halter, Allgemeinpraktiker, Bern

BRIEFE AN DIE WOZ

Schicken Sie LeserInnenbriefe bitte per E-Mail an

briefe@woz.ch

oder per Post an

WOZ Die Wochenzeitung
LeserInnenbriefe
Hardturmstr. 66
8031 Zürich

KORRIGENDA

«Der Zerfall Jugoslawiens war in der WOZ seit dessen Bestehen immer wieder Thema gewesen», stand in der WOZ Nr. 25/06 (im Artikel «War das Mass voll?») zu lesen. Wessen Bestehen? Des Zerfalls? Eigentlich hätten wir schreiben wollen, dass die WOZ Jugoslawien seit «deren» (der WOZ) Bestehen (also 1981) als zerfallend wahrgenommen habe und nicht erst 1991. Womit der Druckfehler teufel wieder einmal die Intention eines Satzes in deren (sic) Gegenteil gekehrt hat.

DURCH DEN MONAT MIT Peter Stojanovic, Teil 1

Wer war der geniale Tesla?

WOZ: Am 10. Juli würde Nikola Tesla 150 Jahre alt. Sie werden sicher überannt von Interviewanfragen.

Peter Stojanovic: Nein, seltsamerweise nicht. Sie sind die einzige Schweizer Zeitung, die sich gemeldet hat. In den ausländischen Medien sind wir mehr präsent.

Warum?

Keine Ahnung, Tesla ist hier einfach nicht bekannt. Alle wissen, wer Thomas Edison ist, aber von Tesla haben die wenigsten gehört. Dabei ist vieles, was die heutige Welt ausmacht, auf Tesla zurückzuführen: das Radio, der Mobilfunk, die Leuchtstoffröhre – und vor allem natürlich der Wechselstrom. Ohne Tesla sähe die Welt ganz anders aus.

Wechselstrom – können Sie das Gewöhnlichsterblichen erklären?

Nun ja, ich bin kein Physiker, aber einfach gesagt, gab es vor Tesla nur Gleichstrom. Tesla konzipierte schon zu der Zeit, als er noch für die Budapester Telefongesellschaft arbeitete, einen Wechselstrommotor. Das war 1882 – damals fehlten ihm aber die Mittel, um das entsprechende Gerät zu bauen. Später migrierte er in die USA und konnte dort den Motor bauen. Einfach gesagt, ist es ein Gerät, das im Innern einen Magneten hat, der sich dreht. Aussen hat es vier Induktionsspulen – dadurch konnte Tesla Wechselstrom mit einer sehr hohen Spannung erzeugen.

NIKOLA TESLA

Nikola Tesla kam am 10. Juli 1856 in Smiljan im Kaisertum Österreich zur Welt; das Dorf gehört heute zu Kroatien. Tesla erfand unter anderem das Radio, den Wechselstrom, entdeckte die Neutrinos, entwickelte das Prinzip des Radars. Ein genialer, aber auch verschrobener Mann. Insgesamt liess er über 700 Erfindungen patentieren, vier davon in der Schweiz. Er arbeitete auch an einer Entwicklung zur drahtlosen Energieübertragung, konnte aber das Projekt – weil ihm das Geld fehlte – nie zu Ende führen. Zahlreiche seiner Erfindungen liegen bis heute brach, weil sie bislang niemand umsetzen konnte.

Aha ... aber das verstehe ich immer noch nicht ganz.

Die physikalischen Details kann ich Ihnen auch nicht erklären. Da müssten Sie Experten fragen. Aber das Gerät ist sehr einfach konstruiert. Das war das Besondere an Tesla. Im Gegensatz zu Edison muss er nie Prototypen bauen und dann verbessern. Er hatte all seine Erfindungen, schon bevor er sie baute, vollständig im Kopf entwickelt – er zeichnete Modelle, und sie funktionierten.

Sie sind weder Elektroingenieur noch Historiker. Wie kamen Sie dazu, die Tesla Society zu gründen?

Geschichte hat mich schon immer interessiert. Irgendwann stiess ich auf den Namen Tesla und wollte mehr erfahren. Tesla ist der bedeutendste Erfinder der Neuzeit, doch keiner kennt ihn, das kann doch nicht sein.

Tesla wurde in einem kleinen Dorf in Kroatien geboren. Ist er ein Landsmann von Ihnen?

Sie meinen, weil ich Stojanovic heisse? Ich habe serbische Wurzeln. Meine Vorfahren sind aus politischen Gründen nach Österreich migriert. Ich bin in Vorarlberg aufgewachsen und 1998 in die Schweiz eingewandert. Das gefällt mir auch an Tesla: Er gehört nicht einfach einer Nation – alle sehen ihn als ihren Landsmann. Der grösste Teil seines Nachlasses liegt im Tesla-Museum in Belgrad. Kroatien und Serbien haben das Jahr 2006 zum Tesla-Jahr gemacht, die kroatische Regierung hat mich zum Festakt am 10. Juli eingeladen. In Graz hat Tesla an der Uni studiert; in Gallsbach bei Linz steht übrigens das weltweit einzige Institut, das Teslas Erfindungen medizinisch-therapeutisch nutzt. Tesla hat auch in Budapest studiert, deshalb betrachten auch die Ungarn Tesla als ihren Mann. Später arbeitete er in einem Edison-Unternehmen in Frankreich, danach wanderte er in die USA aus und wurde 1891 eingebürgert. Sehen Sie, das gefällt mir, Tesla bringt den Balkan zusammen – und Europa mit den USA.

Wer steht denn überhaupt hinter der Tesla Society?

Oh, das ist eine ganz kleine Gruppe, die sich bemüht, Tesla in Europa bekannter zu machen. Doch eigentlich machen wir nur zu zweit die inhaltliche Arbeit, die andern helfen, wenn es etwa darum geht, die Ausstellung aufzubauen – wir



Peter Stojanovic: «Ohne Tesla sähe die Welt anders aus.»

Foto: Ursula Häne

haben eine Ausstellung konzipiert, die wir schon an verschiedenen Orten zeigen konnten.

Wie viele Mitglieder haben Sie?

Nur acht. Ich möchte nicht, dass wir grösser werden. So sind wir viel effizienter und müssen nicht alles lange diskutieren. Wir haben aber sehr gute Kontakte in die USA, die US-amerikanische Botschaft unterstützt uns. Wir haben aber auch Professoren, die uns helfen.

Und die Kontakte nach Serbien oder Kroatien?

Inzwischen habe ich auch dorthin einen sehr guten Draht. Aber es ist oft sehr mühselig; wenn man ein Foto oder eine Info braucht, geht das im Balkan monatelang – es ist nicht einfach.

Sie sprechen Serbokroatisch?

Ja (lacht), aber man fragt immer, woher ich komme, weil ich gebrochen spreche.

Zurück zum Strom. Was ist so toll am Wechselstrom?

Tesla konnte damit höhere Spannungen erzeugen. Das ist mit Gleichstrom nicht möglich. Doch Wechselstrom kann man transformieren, und er lässt sich fast verlustfrei über weite Distanzen transportieren. Den Gleichstrom musste man in der Umgebung, wo er produziert wurde, verbrauchen – sonst wäre

der Leistungsabfall zu gross. Ohne Wechselstrom hätten wir nicht das Stromnetz, das heute ganz Europa miteinander verbindet.

Tesla hatte in den USA zuerst für Edison gearbeitet, doch dann wurden sie zu Konkurrenten. Edison mochte Teslas Wechselstrom überhaupt nicht. Stimmt, er tat alles, um den Wechselstrom schlecht zu machen, weil Edison zur jener Zeit das erste Elektrizitätswerk gebaut hatte, das mit Gleichstrom arbeitete. Er liess Hunde und sogar einen Elefanten mit Wechselstrom töten, um den Leuten vorzuführen, wie gefährlich der Wechselstrom ist. Edison riet sogar dem Erfinder des elektrischen Stuhls, er solle Wechselstrom benutzen, um Tesla in Verruf zu bringen.

Der erste Mensch, der auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet wurde, starb durch Wechselstrom? Leider ja, Tesla konnte das nicht verhindern, obwohl er eigentlich immer nur ein Ziel hatte: Er wollte mit seinen Erfindungen das Elend und den Hunger auf der Welt besiegen.

Interview: Susan Boos

PETER STOJANOVIC, 33, ist Gründer der Tesla Society, die ihren Sitz in St. Gallen hat. www.teslasociety.ch

ROBERT GERNHARDT (1937–2006) Mit dem Tod des Spass- und Ernstmachers geht das Generationenprojekt Neue Frankfurter Schule zu Ende.

«Ich tick es echt nicht»

Von Jürg Fischer

«Der Förster, der grad Möhren dörrte / und in dem Wald ein Röhren hörte / sprach: Wer den Hirsch beim Röhren stört / der dort in den Föhren röhrte / dem schlag ich meine Möhren / achtkantig um die Ohren.» In diesem Gedicht, erschienen in den sechziger Jahren in der Nonsense-Abteilung «Welt im Spiegel» des Satiremagazins «Pardon», zeigt sich, was Robert Gernhardt Spass machte und was uns LeserInnen Spass bereitet: formale Meisterschaft unter gleichzeitigem Durchbrechen der meisterlichen Form. Die Fallhöhe vom strengen Reim zu den ganz unbotmässig sich aufdrängenden Ohren schafft die Pointe, bildet Komik. Als Beispiel kann auch das Gedicht «Materialien zu einer Kritik der bekanntesten Gedichtform italienischen Ursprungs» herhalten, das Gernhardt bei Lesungen oft und mit Vergnügen zum Besten gab:

Sonette find ich so was von beschissen
So eng, rigide, irgendwie nicht gut;
Es macht mich richtig krank zu wissen,
dass wer Sonette schreibt. Dass wer den Mut
hat, heute noch so 'n dumpfen Scheiss
zu bauen;
allein der Fakt, dass so ein Typ das tut,
kann mir in echt den ganzen Tag
versauen.

Ich hab da eine Sperre. Und die Wut darüber, dass so 'n abgefückter Kacker mich mittels seiner Wichserlein blockiert,
schafft in mir Aggressionen auf den Macker.

Ich tick nicht, was das Arschloch motiviert.

Ich tick es echt nicht. Und wills echt nicht wissen.

Ich find Sonette unheimlich beschissen.

Robert Gernhardt, der vergangene Woche nach schwerer Krankheit 68-jährig gestorben ist, war ein zentraler Vertreter der so genannten Neuen Frankfurter Schule. In Anlehnung an die Frankfurter Schule der politischen Philosophen Adorno, Horkheimer und Marcuse entstand der Name für die prägenden Leute im Umfeld von «Pardon» und dessen Nachfolgeblatt «Titanic», also F.K. Waechter, F.W. Bernstein, Gernhardt, Eckhard Henscheid und andere.

Die Neue Frankfurter Schule liess sich aber nie auf Satire reduzieren, wenn schon auf den breiteren Begriff der Komik. Die meisten «Mitglieder» waren überaus produktiv, schrieben oder zeichneten am Laufmeter und überschritten Grenzen, wo sie konnten. Dem antiautoritären Gestus der 68er verpflichtet, traten sie als eine Art literarischer Guerilla an, die vom deutschsprachigen Feuilleton in besonderem Mass hochgehaltene Trennung in «hohe» oder



Robert Gernhardt.

«ernste» und «unterhaltende» beziehungsweise «triviale» Literatur zu beiseitigen.

Robert Gernhardt war dabei auf besonders vielen Schauplätzen tätig. Er dichtete, schrieb Romane, Theaterstücke, Essays, Kinderbücher, textete für Otto Waalkes, war ein begnadeter Parodist, zeichnete Comics und Cartoons und malte. Er trug während vieler Jahre massgeblich zu der unter dem Pseudonym Hans Mentz verfassten «Humorkritik» in der «Titanic» bei, einer Rubrik, die sich auf äusserst präzise und lehrreiche Weise mit satirischen und komischen Texten und Bildern auseinandersetzte.

Die Titel seiner Werke haben oft programmatischen Charakter. Im Roman «Ich Ich Ich» hielt er sich selbst und den in die Jahre gekommenen 68ern den Spiegel vor, im Hörspiel «Die Toscana-Therapie» erst recht, im Erzählband «Kippfigur» kippt Spass in Ernst, Er-

habenes ins Lächerliche. Die Gedichtbände «Wörtersee» und «Körper in Cafés» weisen Gernhardt in den achtziger Jahren definitiv als einen der Grossen seines Metiers aus, als Nachfahre Heines und Morgensterns; das oben erwähnte Feuilleton merkte es mit Verzögerung und schloss ihn erst in die Arme, als er längst ein Volksdichter geworden war: «Wir können Goethes, Schillers, Klopstocks Hinscheiden durchaus verschmerzen, solange nur Robert Gernhardt uns nicht genommen wird», tönte es plötzlich aus der «Frankfurter Allgemeine Zeitung».

In keiner der von ihm beherrschten Ausdrucksformen war Gernhardt ein Avantgardist. Er lebte ein Credo vor, das da lautete: Beherrsche erst mal dein Handwerk, bevor du zu improvisieren anfängst. Dass er sich nie scheute, dies auch zu bekennen und in seinen deutlichen Kritiken auch Namen zu nennen, trug ihm bisweilen den Vorwurf des Konservatismus ein. Wer ihn aber vor schnell als Beschmutzer seines antiautoritären Nestes abtat, verpasste vielleicht den Genuss der überaus plastischen Bilder, die er mit Worten, Bleistift- oder Pinselstrichen von erhabenen wie auch von ganz banalen Gegenständen zu malen verstand.

Dass nun mit Gernhardt nach Bernd Pfarf, Chlodwig Poth und F.K. Waechter innert kurzer Zeit der Vierte aus der Neuen Frankfurter Schule vor der Zeit gestorben ist, legt den schmerzlichen Verdacht nahe, dass diese ein Generationenprojekt war, das nun zu Ende geht. Doch vieles, was sie als Wegbereiter einforderten, ist heute Selbstverständlichkeit. Ihre Sprache der Komik wird von Jüngeren gepflegt und weiterentwickelt. Und manche ihrer Werke, gerade Gernhardts Gedichte, werden wir noch in vielen Jahren auswendig auf-sagen können. ♦